

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1997-1998)

Artikel: Planwerk Peripherie Ruhr : Planung im Realitätskontrast der alternden Industriegesellschaft. Ein Gespräch mit Karl Ganser
Autor: Steckeweh, Carl / Wustlich, Reinhart
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072655>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine der Riesenstädte Europas, die *unerkannte* Megalopolis mit Namen Ruhrgebiet, ist, durch den tiefgreifenden Strukturwandel geprägt, ein faszinierendes Gegenmodell zum Zentralitätsstreben Berlins. Was in Berlin als ungeliebter Stadtrand auf Abstand gehalten, von den Architekten wegen eines anscheinenden Mangels an Ordnung, Härte und *Verfeinerung* (Verfeinerung als Zeichen von Dekadenz) mißverstanden wird, spielt im Ruhrgebiet eine Hauptrolle, wendet den Blick der Stadtentwicklung von außen nach innen, hält der Gesellschaft den Spiegel vor: die Stadt der Ränder, *die Peripherie*.

Zu den struktur- und gestaltbildenden Merkmalen dieser großen Stadtlandschaft gehört das aus dem Verständnis des 19. Jahrhunderts begründete Verhältnis von Technologieentwicklung und Raumanpruch. Mit der Gründung und Differenzierung der traditionellen Schwerindustrien von Kohle und Stahl, von Chemie, Schwermaschinen- und Anlagenbau, mit der Vernetzung der übergreifenden Infrastruktur hat sich das Revier entwickelt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch einen Investitionsschub bestärkt („Weimarer Scheinblüte“), der für die Industriearchitektur zugleich die Wende vom Historismus zur Moderne begründete, prägt ein Geflecht von Standorten und Verbindungen das Ruhrgebiet. Dessen Bild entspricht urbanen Regionen in aller Welt dennoch eher als der Traum von der Idealstadt, der kulturell idealisierten Vorstellung von der Klarheit und Kompaktheit einer strahlenden städtischen Ordnung: hier die verfeinerte Stadtmitte, dort der lockere Stadtrand, hier die historisch gefestigte und steinern gefügte Struktur des Zentrums, dort die Peripherie.

Strukturell lesbare Abbilder der Gesellschaft

Das Ruhrgebiet ist heute der Großraum städtischer Agglomeration mit dem denkbar umfassendsten Anteil von Rändern und Aufbrüchen, aufgelassenen Beständen und Restlandschaften. Und zugleich der Großraum verborgener Chancen und kultureller Perspektiven, eröffneter Entwicklungen und präsentierter Wechsel – jedoch in einem für das Revier völlig neuen, kleinteiligen Maßstab. Dessen struktureller Wandel ist deshalb so modellhaft-exemplarisch, weil hier eines nicht versucht wird: durch das Bauen gesellschaftliche *Grundsatzfragen in Stilfragen umzudefinieren*,

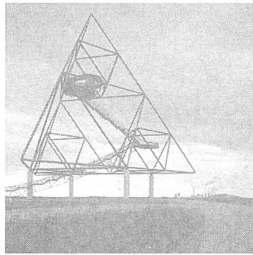
um einen Gedanken von Jürgen Habermas zu verwenden, und *damit dem öffentlichen Bewußtsein zu entziehen*. Wer den Begriff des Aufklärerischen für die Architektur bemüht, um an J. P. Kleihues' anders gemeintes Wort zu erinnern, der findet ihn weniger bei einem rückwärtsgewandt interpretierten Schinkel, sondern dort, wo jener sich, fasziniert auf seiner englischen Reise, selbst berührt sah: vom industriellen Prozeß – und dessen Kultur.

Zu den integrativen Denkfiguren der *IBA Emscher Park*, mit deren Hilfe für ein verändertes Planungsverständnis gewonnen wird, gehören die Korrespondenz-Erwartungen: der ‚Plan lernt vom Projekt‘ – und das ‚Projekt lernt vom Plan‘; das ‚Gebäude lernt von der Technologie‘, die ‚Technologie lernt vom Gebäude‘. Als weitestgehende Denkfigur wäre jedoch vorstellbar: die Megalopolis lernt von der Gesellschaft, die Gesellschaft lernt von der Megalopolis. Ein Versuch dazu wurde auf der VI. Architektur Biennale 1996 in Venedig¹ unternommen. Gäbe es die Korrespondenz zwischen ‚den‘ großen Städten und ‚der‘ Gesellschaft in substantieller Form, die politische Standortdebatte der Bundesrepublik in den letzten Jahren hätte nicht quasi unter Ausschluß der Probleme der städtischen Agglomerationen stattfinden können, welche die Probleme der Gesellschaft sind.

Die Faszination, die allen Widerspruch bestimmt, wirkt fort bis zum Bergarbeitermarsch auf Bonn im Frühsommer 1997. Sie wirkt fort, auch dann, wenn die ertrotzte Sicherung hochsubventionierter Arbeitsplätze unter Tage dem kleinteiligen Wandel an der Oberfläche des Reviers auf Dauer Kapital entzieht – und ihm damit Schwung nimmt, wo er schnell und bestimmt und klar sein müßte.

Der Technologiewandel der hochdifferenzierten Zivilisationen hat durch den Umbruch dieser und vergleichbarer Regionen gezeigt, daß Technik auf geografische Ressourcen zurückgreifen muß. Die voreilig ausgebrachte These der *postindustriellen Gesellschaft* wird hier, vor Ort, auf ganz andere, härtere und skeptischere Weise bearbeitet als in den tertiären Metropolen: im Frankfurter Bankenviertel, in der Londoner City, in den Pariser beaux quartiers. Das große Kapital setzt auf die großen Strukturen, der Wandel des Ruhrgebiets zeigt: gebraucht werden die kleinen Strukturen. Eher nachdenklich gilt es wahrzunehmen, daß der Weg zur postindustriellen Ära noch vor dieser Gesellschaft liegt. Daß es dieser Strukturwandel ist, der die Modernisierungsfähigkeit der Gesellschaft – und damit die Entwicklungs-

Karl Ganser, Prof. Dr., Geschäftsführender Direktor der Internationalen Bauausstellung Emscher Park in Gelsenkirchen



Haldenereignis Emscherblick: Aussicht und Lichtkunst in Bottrop, Architekt: Wolfgang Christ, Lichtinstallation: Jürgen LIT Fischer

fähigkeit der Moderne – auf die Probe stellt, zeigt ein Gespräch mit Karl Ganser.

Strukturwandel durch Projekte

Im Ruhrgebiet erweist sich die Rede von den postindustriellen Verhältnissen, die sich anderswo erhebt, als Vermeidungs-, als Verdrängungsstrategie: die Gesellschaft nimmt deren Realität nicht wahr. Stadtplanung und Architektur hätten in dieser Lage zur Entwicklung öffentlichen Bewusstseins beizutragen. Der Anspruch der megalopolen Region bewirkt, wie Sie sagen, daß in der geschichtlichen Entwicklung das einzelne Bauvorhaben immer mehr in den Hintergrund rückt und die übergreifenden Faktoren das Erscheinungsbild bestimmen.

Der nördliche Bereich des Ruhrgebiets, das Revier der Internationalen Bauausstellung IBA Emscher Park, übergreift in seiner Ausdehnung eine Industriestadtregion von 70 Kilometern Länge und 15 Kilometern Breite. Die Gesamtausdehnung des Ruhrgebiets, seine historischen Ausgangspunkte eingeschlossen, ist doppelt so tief gestaffelt. Als Megalopolis ist es deshalb ‚unerkannt‘, weil dessen städtische Zellen mit deren historisch gewachsenen, zwischenzeitlich reformierten Gemeindegrenzen – nicht mit dem Revier, sondern mit sich selbst identisch sein wollen. Es ist anzunehmen, daß die IBA Emscher Park die Struktur eines übergreifenden Plans ‚für sich selbst‘ hat, vergleichbar dem Planwerk Innenstadt Berlin, um den Prozeß des Strukturwandels (am Rande der Überkomplexität) steuern zu können. Aber – darf man darüber reden?

Karl Ganser Man könnte darüber reden, aber es würde nur wenige interessieren. Es ist eher eine Fehleinschätzung von Stadtplanern und Architekten, anzunehmen, daß der Rest der politisch-ökonomischen Wirklichkeit sich für ihre Leitbilder interessierte.

Die Megalopolis Ruhrgebiet bildet mit einem unregelmäßigen Netz von Standorten und Verbindungen die Entwicklung des Raumanpruchs der technischen Zivilisation ab. Regionale und städtebauliche Planung hatten allenfalls begrenzte Möglichkeiten, in bestimmten Zonen ordnend einzugreifen, um städtische Funktionen, die einander behinderten oder gefährdeten, von einander zu trennen.

Karl Ganser Wenn überhaupt ...

In einer späten Phase dieses historischen Prozesses, im Übergang zu einer veränderten Struktur, die (wenn über-

haupt) ermöglicht wird durch das Ausscheiden großindustrieller Produktionseinheiten aus dem städtischen Funktionszusammenhang und durch die Wandlung industrieller Organisationseinheiten hin zu kleineren, stadtverträglichen Strukturen, erarbeitet die IBA Emscher Park Chancen, neue städtebauliche Modelle zu entwickeln, um in diesem überkomplexen Netz die Maschen zu verändern. Nicht in der Weise, dieses Netz so umzubauen, daß aus ihm wieder autokratische Großstrukturen hervorgehen. Sondern in der Weise, daß eine sehr große Zahl innovativer Projekte und Anstöße einen Klimawandel bewirkt, der dazu anhält, über den Raumanpruch der Gesellschaft nachzudenken. 100 Projekte und mehr, dazu übergreifende Linien von Landschaftsparks, sie sind – zusammengekommen – Ausdruck eines sehr komplexen Steuerungsvorgangs. Benötigt man in der Anschubphase der Projekte und danach, um Entwicklungen zu verstetigen, den übergreifenden ‚Plan‘ nicht?

Karl Ganser Um Verhältnisse in Bewegung zu bringen, ist es gelegentlich effektiver, die Anstoßwirkung von Projekten und deren Gehalt an Innovation zu nutzen. Pläne können dann innovationsfeindlich sein, wenn sie abstrakt, ideologisch befrachtet und somit wenig konsensfähig sind. Sie erzeugen dann Vollzugsdefizite. Für die generelle Anleitung der Projekte reicht eine vergleichsweise *allgemeine Strategie* aus. Im Verhältnis von Strategie und Projekt ergibt sich gleichzeitig, manchmal aber eher im nachhinein, auch ein räumlicher Plan. Dabei lernt der Plan vom Projekt, während in der traditionellen Planungsweise der Plan die Vorgabe zur Generierung von Projekten ist.

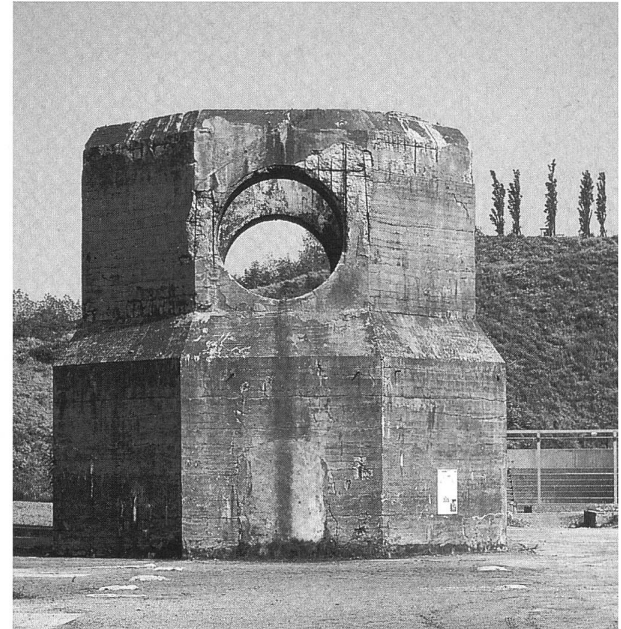
Diese Planungsstrategie geht weg vom Herkömmlichen. Im Mittelpunkt steht das „integrierte Projekt“. Jedes einzelne hat einen Beitrag zu den ökologischen, sozialen, baukulturellen und ökonomischen Zielen zu leisten. Der Innovationsbegriff wird dabei nicht auf die technische Innovation verengt. Innovation ist auch in allen anderen Dimensionen der Projekte gefordert. Der Plan lernt vom Projekt, das heißt, das „integrierte Projekt“ findet sich in Stadt- und Landschaftsplanung, in Architektur und Landschaftsarchitektur wieder, die selbst zu originären Innovationsimpulsen werden können. Es ist also nicht so, daß die ökologisch-ökonomische Innovation lediglich baukulturell in Form gebracht wird. Die Form selbst stößt vielmehr eigenständig Innovation im ökotechnischen System an.

Geschichtsverständnis steuert Stadtbegriff

Wenn es der ‚Plan‘ nicht ist, im Vergleich der europäischen Metropolen etwa die konkurrierenden Vorstellungen eines – modernen – Stadsplan Rotterdam (1992, Seven layers) oder des – an traditionellen Mustern orientierten – Planwerks Innenstadt Berlin (1996, Erster Entwurf), dann ist es ein definiertes Stadtverständnis, ein Begriff von der Stadt, der die Strategie anleitet. Mit den Definitionen Berlins und des Ruhrgebiets stehen sich unterschiedliche Begriffe von Stadt wie von Urbanität gegenüber. Zudem besteht der Eindruck, daß damit unterschiedliche Formen von Geschichtsverständnis verbunden sind, die den Planungsstrategien unterlegt werden. Unterschiede bestehen bei den Einschätzungen der Realität der Stadt des 19. Jahrhunderts, der Denkfigur der Europäischen Stadt und der Stadt der Moderne. In Berlin sollen Chiffren des historischen Stadtgrundrisses, welche von der gesellschaftlichen Entwicklung längst überformt oder, qua räumliche Differenzierung, Ausdehnung und Zersplitterung, zurückgelassen wurden, restrukturiert werden. Wenn das Geschichtsverständnis, das sich in der Stadt durchsetzt, bewirkt, am Beispiel des Strukturwandels und der Stadtentwicklung gesellschaftliche Grundsatzfragen zu verdeutlichen: gut. Wenn es, im Sinne von Jürgen Habermas, benutzt wird, um Grundsatzfragen in Stilfragen umzudefinieren, und damit dem öffentlichen Bewußtsein zu entziehen: schlecht.

In der Megalopolis Ruhrgebiet wird unvergleichlich deutlicher als in anderen städtischen Agglomerationen, daß die Gesellschaft nicht die faktische Moderne auflösen kann, um sich eine neue Stadt, eine Stadt der ‚kritischen‘ Rekonstruktion zu wählen.

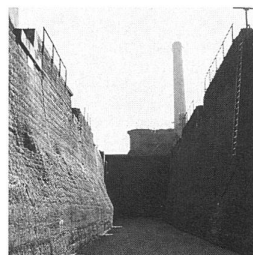
Karl Ganser Wer die stilisierten Siedlungsgrundrisse Berlins und des Ruhrgebiets nüchtern vergleicht – und diese Strukturen zum Kontrast mit Folien der tatsächlichen Grenzen der Ausdehnung der historischen Grundrisse der Stadtmitten und der Gebiete der Gründerzeit überlagert –, verdeutlicht mit der Flächendifferenz zwischen Stadtkern und Peripherien städtebauliche Wirklichkeit: die überlieferte kulturelle Vorstellung der ‚geschlossenen Stadt‘ repräsentiert maximal zwanzig Prozent der realen Stadt, die restlichen achtzig Prozent sind dem Zentrum entwachsen als Zwischenbereiche, als suburbane Räume, Subzentren und Peripherien, der Metropole wie des Ruhrgebiets. Die Vorstellung, eine Stadt nach historischen Grundrissen zu re-



Landschaftspark Duisburg-Nord: ein Bereich industriegeschichtlicher Topografie, nun der ‚Rückeroberung‘ durch die Natur ausgesetzt, Landschaftsarchitekten: Peter Latz + Partner

konstruieren, ist demnach auf zwanzig Prozent ihrer Wirklichkeit beschränkt. Stadtentwicklungspolitik kann aber den gesamten Verflechtungsraum der städtischen Agglomeration nicht ausklammern – nur weil man die Peripherie nicht mag. Im Ruhrgebiet ist das Verhältnis der Kernstadt- und Peripherieanteile eher noch dramatischer. Hier bestanden zu Beginn der Industrialisierung um 1840 in die Landschaft gestreute Ortskerne mit Ackerbürgergrundrissen. Mit der Idealisierung des Bildes der Stadt ist es nicht getan. Das Muster der ‚kritischen‘ Rekonstruktion wäre schon von der Ausgangslage her nicht tragfähig. Es unterstellte zudem, daß der wirtschaftliche Prozeß durch vorgegebene, gestaltete Strukturen des ‚Gefäßes‘ der Stadt steuerbar sei – doch das ist er nicht.

Das kulturell vermittelte Bild der Stadt ist historisch begründet. Es ist idealisiert, weil es symbolisch verfestigt und nicht real vergegenwärtigt wird. Die Europäische Stadt ist eine Abstraktion, die überall anders verstanden wird. Für die Bundesrepublik belegt die Skala der Verstädterungstypen – von Berlin bis zum Ruhrgebiet, von der kernstadt-orientiertesten bis zur peripherie-orientiertesten Agglomeration –, daß der reale geografische Raum, der dem Bild der alten geschlossenen Stadt entspricht, eine kleine, kompakte ‚Insel‘ im Archipel städtischer Agglomerationen darstellt.



Mauern und Strukturen der früheren Erzbunker des Hüttenwerks im Landschaftspark Duisburg-Nord
Fotos: Reinhart Wustlich

Planung im Realitätskontrast

Der Realitätskontrast verdeutlicht, daß die Stadtentwicklung über lange historische Zeiträume weniger kontrollierten planerischen Prinzipien folgt, die auf Ordnungsvorstellungen und gestalterischen Mustern gründen, die anschaulich werden durch gestaltete Strukturen und prägnante Großformen. Eher umgekehrt: seit der Industrialisierung folgt die Stadtentwicklung dem grundlegend veränderten gesellschaftlichen Prozeß der Arbeitsteilung und Differenzierung. Dieser Prozeß verläuft in großen Teilen ‚ungeplant‘. Die aktuelle Standortdiskussion belegt dies, denn von den Konsequenzen des wirtschaftlichen Wandels für die Strukturen der Städte ist in der Regel nicht die Rede. Aus sich heraus entwickelt der Wirtschaftsprozess jedoch Ansprüche an eine räumliche Differenzierung, die in den städtebaulichen Entwicklungsprozeß rückübersetzt werden müssen. Nicht umgekehrt: es gibt nicht den ökonomischen Prozeß, der eine vorgeformte städtebauliche („Vorrats“-)Struktur ausfüllte.

Karl Ganser Die Vorstellung, man könne die Stadt nach zentral gesteuerten, rational begründeten Prinzipien entwickeln, ist eine vormoderne. Dazu muß man sich den Zeitpunkt der Diskussion klarmachen. Wir stehen heute nicht am Beginn eines räumlichen Wachstumsprozesses, den eine dynamische industrielle Entwicklung in Zukunft weiter entfalten könnte, sondern in der späten Phase eines bereits seit 150 Jahren andauernden Prozesses, genaue genommen dreißig bis vierzig Jahre nach dessen Scheitelpunkt. Für das Ruhrgebiet bezeichnet der Scheitelpunkt zugleich den Höhepunkt der Bevölkerungsentwicklung mit 6,2 Mio. Einwohnern, der 1962 schon überschritten war. Die realen Bedingungen des Bevölkerungs- und des Substanzabbaus fordern einen Paradigmenwechsel im städtebaulichen Denken. Nach einem langen geschichtlichen Prozeß machen wir die offensichtlich schwer vermittelbare Erfahrung, daß es bereits so etwas gibt wie „Abfall-Siedlungsraum“, den die Wirtschafts- und Agglomerationsprozesse zurücklassen. Wir müssen lernen, den Verstädterungsprozeß nicht vom auslösenden Stadtkern, sondern vom anderen Ende, von der Peripherie her zu analysieren – und zu verstehen. 150 Jahre lang verlief die industrielle Siedlungsweise nach dem Prinzip „Siedlung frisst Naturraum“, die nächsten 150 Jahre könnten so aussehen, daß der Landschaftsraum wieder die Siedlung „auffrisst“. Wer diesen

Prozeß steuern will, muß versuchen, städtebauliche Leitbilder nicht über das Bauen, sondern über das geordnete, gestaltete Freiwerden herzustellen. Das wird nicht weniger schwer fallen. Diese Strategie städtebaulichen Wandels beinhaltet aber nur dann einen Wertekonflikt, wenn die städtebauliche Struktur durchgehend idealisiert wird. Dazu besteht kein Anlaß. Ich bin ganz sicher, daß es kein endloses Stadtwachstum geben kann. Auf die lange Stadtgeschichte gesehen hat es immer nur vergleichsweise kurze Phasen des Wachstums gegeben. Auch unter den Bedingungen der Industriegesellschaft wird dies nicht anders sein.

Die Muster für die innere Verdichtung der Stadt – auf der Grundlage historischer Stadtgrundrisse – werden mit dem Erfordernis nachhaltiger Entwicklung begründet. Diese Nach-Verdichtung setzt ein anhaltendes Wachstum nach innen voraus.

Karl Ganser Die Grundsatzentscheidung ist nicht eine, die von bestimmten formalen Vorlieben geprägt sein kann. Natürlich mag ich die kompakte, eng bebaute historische Stadt. Aber wir können sie aus den verschiedensten Gründen, vielschichtig und gestaltreich, wie sie in Teilen gewesen ist, nicht mehr bauen. Schon die ökonomischen Rahmenbedingungen sprechen dagegen. Es gibt nicht mehr diesen ökonomischen Schub einer Industriegesellschaft im Aufbruch, der, wie im 19. Jahrhundert, auf das flache Land trifft. Die reduzierte Dynamik einer alternden Industriegesellschaft trifft im Gegenteil auf etwas, das jeder Bewegung den größten Widerstand entgegensetzt: die eigene, zugebaute Struktur, die in 150 Jahren entstanden und verfestigt ist.

Traditionseuphorie vs. Beseitigung von Technologiefolgen

Aus diesem Sachverhalt resultiert ein Paradoxon: am Ende des 20. Jahrhunderts setzen sich die Traditionalisten mit idealisierten Strukturen der Stadt des 19. Jahrhunderts auseinander, mit historischen Figuren von Stadtgrundrissen der Barockzeit – während die andere Seite derselben Medaille, die Revision der Struktur- und Technikfolgen des 19. Jahrhunderts, denjenigen, die eine kritische Aufarbeitung des Strukturwandels zur Sicherung der Entwicklungsfähigkeit der Moderne im Blick haben, die negativen Spätfolgen der Ausgangslage nicht nur auferlegt, zum Teil auch anlastet.

Karl Ganser Die Frage ist, wie geht man mit Begriffen so um, daß sie in zukunftsfähige Strukturen übersetzt werden

können. Man läuft in eine Falle, geht man davon aus, die zukunftsfähige Struktur sei ein *Erbstück* der historischen Stadt mit ihrer kompakten Struktur und Bauweise. Dieses Muster ist in der Peripherie ohnehin nicht zu realisieren. Selbst da, wo die städtebaulichen Pläne so beschaffen zu sein scheinen, wo man relativ große Siedlungsteile bei städtebaulichen Wettbewerben so programmieren kann, daß die ersten Preise auch so ausfallen, Beispiel: Flughafen München-Riem, selbst da wird nicht so gebaut. Und zwar aus zwingenden ökonomischen Gründen.

Gelebte historische Erfahrung meint im übrigen, sich zu vergegenwärtigen, daß die Stadt der Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts, neben den vielschichtigen und gestalterischen Teilen, eine absolute Armutsstadt gewesen ist: eine Stadt der Bodenspekulation; eine Stadt ohne geordnetes Massenverkehrsmittel, was lange Wege per se ausschloß. Den hohen Dichten in den Wohnquartieren – etwa in Wien (mit einer GFZ von annähernd 4,0) – konnte die Bevölkerung nicht ausweichen. Eine Rückkehr aufs Land wäre noch verheerender gewesen. Die Bevölkerung mußte ausharren. Heute haben die Menschen Alternativen.

Die Stadt des 19. Jahrhunderts ist heute folglich nur dann ein Modell, wenn begrenzte Gruppen mit hohem ökonomischem Status die formale Hülle der verdichteten Bebauung (für gänzlich andere Zwecke) reinterpreten können. Das kann nicht strukturbildend sein für große Zonen der Innenstädte. Auch eine Hauptstadtbewegung kann diese Struktur nicht etablieren, es gibt dafür kein Wachstum mehr. Wir haben uns der gegenteiligen Frage zu stellen: Wie fangen wir den ‚Abfall-Siedlungsraum‘ auf?

Um zu präzisieren, was es heißt – ‚Es gibt dafür kein Wachstum mehr‘ –, sollten wir den Prozeß differenzieren. Obwohl offenbar Bevölkerung, Arbeitsplatzzahlen und regionale Wirtschaftskraft kaum noch Zuwachsraten zu verzeichnen haben, obwohl es bereits ‚Abfall-Siedlungsraum‘ gibt, gehen Siedlungstätigkeit und Flächenverbrauch doch ungebrochen weiter.

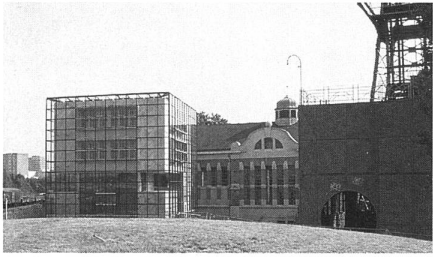
Karl Ganser Für den Strukturwandel des Ruhrgebiets gesprochen: Wir besitzen bereits Erfahrungen aus den früh industrialisierten Regionen in England und aus allen anderen Montanregionen in West- und Mitteleuropa. Wir kennen die seit Jahren anhaltende Verlagerung der Bevölkerung und der Wirtschaftskraft in den USA von Nordost nach Südwest.

Wir sollten also davon ausgehen, daß auf eine Phase des

Säulenbasen der früheren Erzbunker, Klettergarten im Landschaftspark Duisburg-Nord



Stadtwachstums (Urbanisierung) eine Phase folgt, in der die Städte selbst nicht mehr wachsen und lediglich das engere und weitere Umland der Städte noch aufnahmefähig ist (Sub-Urbanisierung). Irgendwann kommt aber der Zeitpunkt, an dem die Agglomeration insgesamt nicht mehr wachstumsfähig ist (De-Urbanisierung). Es entwickeln sich statt dessen neue Wachstumspole in anderen Regionen. Die Frage ist: Gibt es eine Quasi-Gesetzlichkeit in der Entwicklung mit der unausweichlichen Folge, daß auf den ‚Aufstieg‘ auch der ‚Niedergang‘ folgt? Oder gibt es die Chance, am Ende einer Wachstumsphase einen Erneuerungsprozeß einzuleiten, der an die Stelle der ständigen Erweiterung die *Kultivierung* der internen Strukturen und Qualitäten setzt? Manche sprechen auch von „qualitativem Wachstum“, oder, in der Terminologie der Rio-Konferenz, von „nachhaltiger Regionalentwicklung“. Im übrigen wurden schon in den zwanziger Jahren gerade im Ruhrgebiet, angestoßen durch Robert Schmidt², Ordnungsleitbilder entwickelt und auch politisch verfaßt, deren Ziel es war, die „Stadt in Fassung“ zu halten und zwischen den Städten große, gestaltete regionale Freiräume zu bewahren. Hintergrund dieser Überlegungen war, daß mit wachsender Umweltzerstörung die Lebensbedingungen der Menschen



schlechter werden und damit letztendlich auch die Arbeitskräfte nicht mehr so zur Verfügung stehen.

Die Korrespondenz von Architektur und Arbeit

Der Wert der historischen Industriearchitektur wird relativiert. Den großen ‚Gehäusen‘ der Industrie, den Architekturen der Industriekultur aus der Gründerzeit oder dem beginnenden 20. Jahrhundert kommt eine neue Rolle zu. Die großindustriellen Einheiten von Kohle und Stahl, teilweise von Chemie, Schwermaschinen- und Anlagenbau werden entweder aus dem Prozeß zurückgezogen, weil sie überlebt sind. Oder sie verwandeln sich in kleinere Einheiten, lassen dann aber große gebaute Strukturen zurück, die nicht nur als Orte der Arbeit für ihr städtebauliches Umfeld Bedeutung behalten. Sie haben kritisiert, daß in großem Umfang Industrieanlagen abgerissen werden, weil man deren Wert für die Zukunft gar nicht erkenne, weil man sogar so phantasielos sei, die alte, ausgehende Arbeit für ein paar Monate über Beschäftigungsgesellschaften zu verlängern, deren Aufgabe es sei, die Gebäude abzureißen. Danach entstünden glatte Flächen, und die alte Arbeit sei dann – faktisch und im Stadtbild ausgelöscht – endgültig zu Ende, ohne daß eine neue in Sicht komme. Dieser Prozeß ist so paradox wie dysfunktional, da gerade in den industriellen Beständen, ihrer Erhaltung, Modernisierung, Umwandlung, in ihrem Ausbau, ihrer Ausrüstung mit neuen Technologien ein erhebliches Reservoir unerkannter, ‚subkutan‘ in der Stadt verteilter Arbeit besteht, die gerade von arbeitsaufwendigen, weniger von kapitalintensiven Produktionsverfahren, von breitgestreuten, mittelständischen Strukturen zu leisten ist. Die gewandelte ‚Rationalität‘ des Wirtschaftsprozesses nimmt diese Strukturen nicht wahr, sie sind zu kleinteilig.

Karl Ganser Man kann es auch anders ausdrücken: Bezogen auf die baulichen Bestände einer Stadt, bezogen auf die bauliche Struktur einer Agglomeration gibt es keine Form neuer Arbeit, die hinzuwächst, die nicht in den vorhandenen Beständen untergebracht werden könnte. Früher hatte man davon auszugehen, daß neue Arbeit mit einem größeren Raumanspruch verbunden war. Man entwickelte neue Produktionsverfahren, die immer durch neue technologische Voraussetzungen begründet waren – das bedeutete eine neue Maßstäblichkeit. Aus diesem Grunde wurden im Laufe der industriellen Standortentwicklung riesige Kom-

Galerie Architektur und Arbeit auf dem Gelände der stillgelegten Zeche Oberschuir, Gelsenkirchen

plexe geschaffen. Der Raumanspruch der Produktionsverfahren, die Formen der Arbeitsteilung haben sich gewandelt. Heute ergeben sich kleinteilige Strukturen, im Vergleich zu den großindustriellen Prozessen der Vergangenheit mutieren die Produktionsverfahren zu mikroskopischen Prozessen. Das bedeutet jedoch nicht, daß diese neu bestimmten Prozesse nicht in kreativer Weise in die alten baulichen Strukturen einzulagern wären. Es gibt keinen Grund, weiterhin makroskopische Strukturen zur Ergänzung des suburbanen Raumes neu zu bauen.

Die Bestände könnten im Gegenteil Entwicklungsimpulse vermitteln, wenn die Bedingungen ihrer Wandlung als konstruktive Herausforderungen wahrgenommen würden.

Karl Ganser Die Basiselemente der ökologischen Strategie sind: kein weiterer Flächenverbrauch, sondern Übergang zur Kreislaufwirtschaft in der Flächennutzung; Verlängerung der Nutzungsdauer von Gebäuden und Produktionsanlagen durch Instandhaltung, Modernisierung und Umnutzung; Neubau und bauliche Ergänzung nur nach den Prinzipien ökologischen Bauens; Transformation der Produktionsstruktur in der Region hin zu ökologisch verträglichen Produkten und Produktionsverfahren.

Innovation ist in allen Dimensionen dieses Prozesses gefordert – insbesondere in der Dimension einer kreativen Einlagerung veränderter industrieller Prozesse in die bestehenden baulichen Strukturen der Standorte.

Eine zu klärende Zielvorstellung ist die, ob die Standortdiskussion auf dem gegenwärtigen Wege weitergeführt werden sollte – abgelöst von den Orten der Arbeit, den eigentlichen Standorten, den Städten, in denen sich die Verhältnisse wirklich ausprägen.

Das Verhältnis von Stadt und Arbeit, von Architektur und Arbeit wird fehlinterpretiert, wenn die These der postindustriellen Gesellschaft bereits als Beschreibung realer Bedingungen genommen wird. Wesentliche Kerne des Dienstleistungssektors sind um neue industrielle Produkte gruppiert. Das könnte auch für den Bausektor gelten, für veränderte Ausrüstungen von Architektur.

Karl Ganser Eine schwierige ökonomische Frage. Faktisch wird es bei der Verlängerung der Produktionsverhältnisse über den gegenwärtigen Status hinaus so sein, daß der industrielle Sektor, der produzierende Sektor, in einem Maße rationalisiert wird, daß sein Beschäftigtenanteil statistisch auf jeden Fall zurückgeht. Ob er in der regionalwirtschaftlichen Produktionsstruktur allen Mehrwert erwirtschaftet,

der in die Dienstleistungen fließt, sei dahingestellt. Es gibt einen ganzen Fächer von Dienstleistungen, der sich autonom entwickelt – also nicht angewiesen ist auf den Transmissionsriemen der Transferzahlungen aus dem industriellen Sektor.

Das wichtigste scheint zu sein, neue Beschäftigungspotentiale auf *allen* Sektoren zu entwickeln – und diese klein-körnig auf die konkreten Standorte zu beziehen. Die alten Industrieregionen sind, statistisch gesehen, 'überindustrialisiert'. Der Emscher-Raum weist fünfzig Prozent Industriebeschäftigte auf. Das kann nicht gut ausgehen.

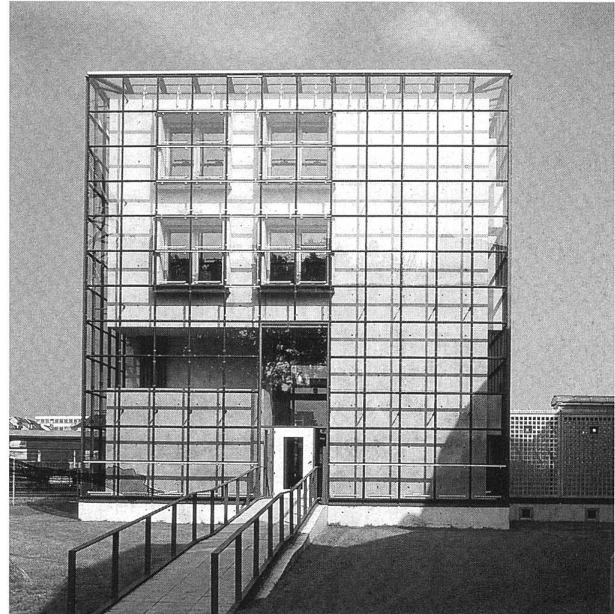
Potentiale des suburbanen Raumes

Die Ablösung der großindustriellen Strukturen – exemplarisch in Gestalt des Herauslösens der Zechen – aus dem städtischen Zusammenhang, hat für die Beschäftigungsstruktur die Konsequenz, daß die Nachfolgebetriebe maximal dreißig Prozent der Arbeitsplätze ersetzen können. Ist eine gezielte Industriepolitik in Verbindung mit einer neuen Art von Stadtpolitik denkbar, die diese Bilanz verbessern könnte? Wenn Sie feststellen, es gehe künftig nicht mehr darum, einige kleine Stadterneuerungsgebiete mit großem Aufwand zu sanieren – der gesamte suburbane Raum erfordere stattdessen eine flächenwirksame Modernisierungsstrategie –, dann müßte diese Strategie auch eine Beschäftigungswirkung haben.

Karl Ganser Die Feststellung bezieht sich zum einen auf die großen, leerfallenden Industriearchitekturen, zum anderen auf den 'normalen' suburbanen Raum und schließlich auf die Frage, wie späte Industriegesellschaften mit ihrem 'Abfall-Siedlungsraum' umgehen. Das ist wirklich Siedlungs-Abfall, der nicht mehr benötigt wird. Die Frage nach der Beschäftigungswirkung muß zunächst eine nach den Instrumenten der Arbeits- und Beschäftigungspolitik sein, die in der Gesamtgesellschaft liegen, im europäischen, schließlich mehr und mehr im globalen Rahmen.

Mit regionalen Maßnahmen kann man aber die Voraussetzungen dafür schaffen, daß ein anderes, neues Wachstum 'von unten' wieder Platz greift, für die Zeit, in der die Gesamtgesellschaft dafür die Voraussetzungen schafft. Man kann die Beschäftigungswirkungen solcher regionaler Maßnahmen auch als 'Interim-Strategie' verstehen, um zumindest aus dem 'regionalen Bedarf' heraus etwas mehr Arbeit zu schaffen, als dies ohne solche Maßnahmen der Fall wäre.

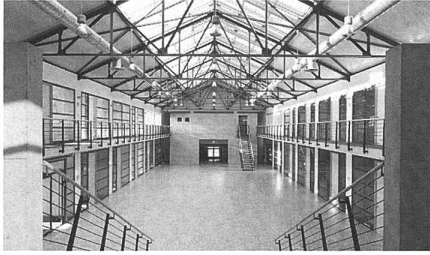
Räume zwischen den Geometrien: Galerie Architektur und Arbeit, Architekten: Herbert Pfeiffer, Christoph Ellermann & Partner



Wenn man die Forderung nach der „Effizienzrevolution“ Ernst Ulrich von Weizsäckers ernst nimmt, dann wird die Knappheit der Ressourcen auf der einen und die Knappheit der finanziellen Mittel auf der anderen Seite die Möglichkeiten der Strukturbildung und der Gestaltung in Zukunft weitaus stärker als bisher prägen.

Gibt es in diesem Zusammenhang neue Aufgaben für die traditionelle Disziplin Stadtplanung/Architektur?

Karl Ganser Die sicher schwierigste Aufgabe ist die Reorganisation der industriellen Produktion. Die Vorsilbe *Re* führt eigentlich zum falschen Ausdruck. Es geht um eine neue Produktionsstruktur, und diese kann eigentlich nur auf Produkte und Produktionsverfahren mit höherer ökologischer Verträglichkeit ausgerichtet sein. Das exemplarische Beispiel der Führungsakademie in Herne-Sodingen ist ein Einzelfall. Deren Hallenraum wird mit einem Photovoltaik-Dach ausgerüstet; das Vorhaben zeigt, daß Anstöße aus der Architektur prinzipiell möglich sind. Der Auslöser entspricht hier noch einem Gedanken der 'alten Welt', wenngleich er modern interpretiert wird: eine Großnachfrage (eine zwei Fußballfelder große Photovoltaik-Struktur) schafft eine Groß-Produktion. Die Photovoltaik-Fabrik kommt nach Gelsenkirchen. Im Moment sind wir damit noch auf die Metapher der alten industriellen Struk-



Zeche Nordstern, Gelsenkirchen – Umbau der ehemaligen Lohnhalle/Waschkäue Architekt: Wolfgang Felder, Baucoop, Foto: Lukas Roth

turen eingestellt. Später wird sich das wandeln, denn Solarzellen können in mittelständischen Betrieben produziert werden.

Für die Mischung aus großindustrieller Industriearchitektur und ‚normalem‘ suburbanem Raum gilt eher, daß man gerade in Zeiten des ökonomischen Niedergangs einer Region rückhaltlos auf Qualität setzen muß, vor allem auf ökologische Qualität.

In Industrieregionen geht es vor allen Dingen um den Erhalt und die Neunutzung der industriellen Baubestände mit den zugehörigen Produktionsanlagen. Auch kulturgeschichtlich ist diese Strategie von Vorteil, da auf diese Weise eine weitere Kulturschicht, nämlich die der Industriekultur erhalten bleibt, und dies ist eine Bereicherung.

Regionalökonomisch gesehen ist bei nicht mehr vorhandenem Erweiterungswachstum die Möglichkeit gegeben, kleinteilig, im kleinen Korn der Struktur, in der kreativen Entwicklung des Bestands weiterzuarbeiten. Die Alternative besteht darin, die Qualität der historischen Industriearchitekturen zu nutzen, sie zu unterteilen, mit Haus-in-Haus-Lösungen zu differenzierten Konzepten zu kommen – oder: zentrale Gewerbepark-Lösungen mit Strukturen des Billig-Baus anzubieten. Die Präferenz ist klar.

Das Korrespondenz-Prinzip lautet: ‚das Gebäude lernt von der Technologie‘, die ‚Technologie lernt vom Gebäude‘. Verlängerung der Nutzungsdauer von Gebäuden und Produktionsanlagen bedeutet nicht, eine Second-hand-Strategie einzuleiten, es handelt sich um eine intellektuelle, konstruktive und technische Herausforderung.³ Unterschiedliche ‚Welten‘ werden verknüpft: an kleinteiligen Beispielen wird die Entwicklungsfähigkeit der Moderne erprobt. Die Kombination traditioneller industrieller Hallenräume mit einer neuen Typologie von Einbauten, Stages, Brücken, Galerien etc. kennzeichnet die Projekte der Zechengebäude Rheinpreußen in Moers, umgebaut von Wolfgang Felder, Baucoop, Zollverein XII in Essen, umgebaut von Heinrich Böll, Hans Krabel, Norman Foster.

Karl Ganser Der Umgang mit dem dritten Faktor der Peripherie, dem abfallenden Siedlungsraum, benötigt eine offensive Strategie. Die übliche Haltung in Überflußgesellschaften wäre, daß man diese Bestände, in isolierte Einzelfälle geschieden, entsorgte. Doch der in der Industrialisierung gewucherte Siedlungsraum kann nur übergreifend, nur über die Gestaltung und den Ausbau der Landschaft ‚in der Stadt‘ eine neue Ordnung erhalten. Ein

großer, neuer Aufgabenschwerpunkt entsteht unter der Voraussetzung, daß die Gesellschaft die ästhetische und ökologische Gestaltung der Freiräume in der Stadt, von der Peripherie ausgehend, als die ‚Infrastrukturaufgabe‘ der Zukunft erkennt: mehr Baukultur und mehr Ökologie. Das heißt, wir haben kein übergeordnetes Bild im Sinne einer baulichen Leitstruktur, sondern eine sehr kleinteilige *Kultivierungsstruktur*, die in großen Zusammenhängen wirksam wird. Wir haben uns auch nicht vorgenommen, die Peripherie zu ändern – eine großmaßstäblich wahrnehmbare Ordnung herzustellen. Es entstehen keine Stadtkanten, es entsteht wieder Peripherie: aber diese ist ein Stück besser. Die Karte des Emscher Landschaftsparks zeigt die eigentliche Bedeutung dieser Aufgabe. Wir gehen einen langen Prozeß mit der Natur ein, einen Gestaltungsprozeß mit der Geschichte, indem wir die industriellen Spuren erst einmal als Landmarken stehenlassen und ihr Umfeld behutsam entwickeln. Man kann die Peripherie nur über das Konzept der großmaßstäblichen, strukturbildenden Landschaft gestalten, also vom Freiraum her, der Stück um Stück der ungeordneten Stadt zurückholt ...

... und damit an ein Landschaftsverständnis anknüpft, dessen Überlieferung zu Beginn der Industrialisierung abgerissen ist: Technik als ‚zweite Natur‘ macht Platz – für ‚Natur‘. Natürlich Natur.⁴

Interview: Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich

Anmerkungen

- 1 Katalog der Ausstellung der Bundesrepublik Deutschland, *Wandel ohne Wachstum*, Stadt-Bau-Kultur im 21. Jahrhundert, VI. Architektur Biennale Venedig 1996
- 2 Die Anmerkung bezieht sich auf eine Denkschrift von 1912
- 3 Reinhart Wustlich, *Standortvorteil Metropole – große Städte ohne Industrie?*, in: *bauzentrum* 3/1997, S. 18
- 4 Gernot Böhme, *Natürlich Natur*. Über Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit, Frankfurt a. M. 1992